

Besprechungen

Rolf Aurich / Torsten Musial (Hrsg.)

Eberhard Fechner

Chronist des Alltäglichen

München: edition text + kritik, 2019. – 208 S.

(Reihe: Fernsehen. Geschichte. Ästhetik, Bd. 4)

ISBN 978-3-86916-868-5

Es scheint ein neues Interesse an Eberhard Fechner (1926–1992) zu geben. In den letzten Jahren sind zwei neue Sammelbände über diesen bedeutenden Fernsehmacher erschienen. Mehrere seiner Filme – darunter vor allem *Der Prozeß* (1984), aber auch seine Fernsehspiele nach Drehbüchern von Helga Feddersen – sind erstmals auf DVD erschienen. Für die Fernsehwissenschaft wird hingegen vor allem von Bedeutung sein, dass Fechners Archiv mittlerweile von der Akademie der Künste Berlin erschlossen und zugänglich gemacht wurde. Davon konnte – zumindest in Ansätzen – schon der 2018 erschienene Sammelband *Eberhard Fechner – Ein deutscher Erzähler* (herausgegeben von Jan-Pieter Barbian und Werner Ruzicka) profitieren. Für den nun von Rolf Aurich und Torsten Musial für die Akademie der Künste und die Deutsche Kinemathek herausgegebenen Band *Eberhard Fechner – Chronist des Alltäglichen* gilt dies in ungleich stärkerem Maße.

Neben einem sehr knappen Vorwort der Herausgeber (9–10) besteht der Band im Wesentlichen aus vier Beiträgen. Matthias Dell gibt in seinem Artikel *Dialoge für die Urenkel – Anmerkungen und Hintergründe zum Werk des Filmemachers Eberhard Fechner* (11–75) einen Überblick über die Filmarbeit des Regisseurs und Drehbuchautors Fechner. Dabei fragt er vor allem danach, welchen Bestand seine Fernsehfilme heute noch haben, was sie also einer jüngeren Generation zu sagen haben. Rolf Aurich rekonstruiert in seinem Beitrag *Das einstmals unsichtbare Fernsehen* (76–103) die Historie der nie verwirklichten Deutschen Mediathek, in deren Planung Fechner stark involviert war. Aurich begreift letztlich die Mediathek Fernsehen der Deutschen Kinemathek als eine „abgespeckte“ Version des ursprünglichen Vorhabens.

Sven Kramer untersucht *Eberhard Fechners Interaktion mit Zeitzeugen* (104–135) anhand eines detaillierten Vergleichs der originalen Transkripte der Interviews, die Fechners Gesprächsfilm *Der Prozeß* (1984) zugrunde lagen. Er geht dabei auf Fechners Gesprächsführung ein, aber auch darauf, wie selektiv die Auswertung der Interviews zum Teil war. So habe Fechner die fortwährende Traumatisierung der KZ-Überlebenden z. B. in seinem Film nicht berücksichtigt, aber auch nicht die im-

mer noch durchscheinenden „antisemitischen Tendenzen“ der Täter (124). In der „privilegierten Darstellung“ Fechners der ehemaligen Lager-Aufseherin Lächert sieht Kramer sogar die Gefahr einer „Täter-Opfer-Umkehr“ (125). Ein bedenkenswerter Beitrag, der hoffentlich ähnliche Arbeiten anregt.

Jan Gypmel gibt einen kurzen Überblick über *Die nicht gedrehten Filme Eberhard Fechners* (136–157). Eine ausführliche biographische Chronik (152–181) sowie ein umfangreiches Werkverzeichnis (182–201), das zwar auch Fechners Arbeiten als Schauspieler berücksichtigt, allerdings unter den Publikationen nur selbstständige Veröffentlichungen und nicht die Aufsätze Fechners umfasst, runden den Band ab.

Wie schon der erwähnte Sammelband *Eberhard Fechner – Ein deutscher Erzähler*, so nimmt auch diese Publikation aktuelle Forschungsergebnisse leider kaum zur Kenntnis (vgl. Hißnauer 2019) – um aber „Forschungslücken schließen“ zu können (Aurich/Musial im Vorwort; 10), so der selbst formulierte Anspruch der Herausgeber, muss man erst einmal den Stand der Forschung kennen.

So findet sich z. B. in Matthias Dells zentralem Beitrag über Fechners Werk ein Abschnitt zur „Fechner-Monk-Kontroverse“, doch er geht mit keinem Wort auf Julia Schumachers Monk-Monographie *Realismus als Programm. Egon Monk – Modell einer Werkbiografie* (2018) oder ihren Beitrag *Eberhard Fechner und die „Hamburger Schule“* (2018) ein, in denen sie die „Kontroverse“ um die Nichtverfilmung der Fechnerschen Drehbücher für *Die Bertinis* (1988; Egon Monk) als Formstreit interpretiert – und bereits materialgesättigt aufarbeitet (u. a. anhand der Originaldrehbücher Fechners). Auch lässt sich die Aussage, dass „in der Literatur über ihn [Fechner] der Begriff der Oral History als Spielart der Geschichtswissenschaft kaum vorkommt“ (42), nur bei völliger Unkenntnis der aktuellen Forschungslage aufrechterhalten (siehe bspw. Hißnauer/Schmidt 2013).

Allzu sehr stützt sich der Band auf den Archiv-Zugang; oft jedoch ohne eine umfassende werkästhetische und/oder (fernseh-)historische Kontextualisierung. Dabei fällt auf, dass die sehr spannenden Funde nicht immer in ihrer Bedeutung erkannt – und reflektiert – werden. Wenn Jan Gypmel bspw. über das Anfang/Mitte der 1980er Jahre nicht realisierte Filmprojekt zu Marilyn Monroe (an sich schon eine hoch interessante Entdeckung!) schreibt, dass Fechner „dies wohl in einer Mischung aus Dokumentation und Spielszenen“ (142) angegangen wäre (woran macht er das genau fest?), so wundert es zumindest, dass Fechner noch 1992 in einem Gespräch betont, dass er Mischformen „aus tiefster Seele hasse“ (Fechner/Marsiske 1992). Auch scheint dem m. E. die Tatsache zu

widersprechen, dass Fechner – wie Gypfel zwei Seiten weiter selbst erwähnt – Giorgio Strehler 1984 mitteilt, er schreibe bezüglich des Monroe-Projekts an einem Drehbuch „in seiner Art“; und damit kann er kaum ein Dokudrama, wie es vor allem von Horst Königstein und Heinrich Breloer aus Ansätzen des Dokumentarspiels entwickelt wurde, gemeint haben, denn auf *diese* Art hat Fechner nie gearbeitet. An solchen Stellen wäre es sinnvoll gewesen, in die Tiefe zu gehen: Nur mit einer möglichst genauen Rekonstruktion des Ansatzes, den Fechner bei diesem Projekt verfolgte, ließe sich die These Gypfels plausibilisieren. Positiv ausgedrückt: Der Beitrag zeigt durchaus, dass das Fechner-Archiv Überraschungen für die Fechner-Forschung bereithält.

Der große Gewinn des Bandes liegt in der Präsentation vieler Fundstücke aus dem Eberhard-Fechner-Archiv der Akademie der Künste Berlin. Hier bietet das Buch – bei aller Kritik – wirklich Neues, auch wenn er deutlich hinter seinen Möglichkeiten zurückbleibt.

Christian Hißnauer

Literatur

- Barbian, Jan-Pieter Barbian / Werner Rużicka (Hrsg.), 2018: *Eberhard Fechner. Ein deutscher Erzähler*. Essen: Klartext.
- Fechner, Eberhard / Hans-Arthur Marsiske, 1992: Die Kamera als Forschungsinstrument. Ein Gespräch mit Eberhard Fechner. In: Hans-Arthur Marsiske (Hrsg.): *Zeitmaschine Kino. Darstellungen von Geschichte im Film*. Marburg: Hitzeroth, S. 15-31, hier S. 26.
- Hißnauer, Christian / Bernd Schmidt, 2013: *Wegmarken des Fernsehdocumentarismus. Die Hamburger Schulen*. Konstanz: UVK.
- Hißnauer, Christian, 2019: Rezension zu Jan-Pieter Barbian / Werner Rużicka (Hrsg.): *Eberhard Fechner – Ein deutscher Erzähler*, in *Rundfunk und Geschichte* 1-2/2019, S. 90.
- Schumacher, Julia, 2018a: *Realismus als Programm. Egon Monk – Modell einer Werkbiografie*. Marburg: Schüren Verlag. Reihe: Aufblende – Schriften zum Film, 18
- Schumacher, Julia, 2018b: Eberhard Fechner und die „Hamburger Schule“. In: Jan-Pieter Barbian und Werner Rużicka (Hrsg.), 2018: *Eberhard Fechner. Ein deutscher Erzähler*. Essen: Klartext, S. 63-86.

Axel Bruns

Are Filter Bubbles Real?

Cambridge: Polity, 2019 – 144 S.
ISBN 978-1-509-5364-50 (e-print)
(Digital Futures Series)

Die Begriffe „Echokammer“ und „Filterblase“ als Metaphern für digitale Fragmentierung haben sich

in den letzten Jahren im öffentlichen Diskurs etabliert – zum Teil verbunden mit der Annahme, dass „wir ja alle in Filterblasen leben“. Meist geht es in dem jeweiligen Kontext um die Nutzung digitaler Plattformen wie Facebook oder andere soziale Netzwerkseiten, und Echokammern und Filterblasen werden als Synonyme behandelt (füreinander, aber auch für digitale Fragmentierung). Axel Bruns widmet sich in seinem kleinen Band der „Digital Futures Series“ diesen Phänomenen, um einerseits zu klären, was sie eigentlich bedeuten, und andererseits die titelgebende Frage zu beantworten, ob sie tatsächlich existieren.

In Kapitel 2 arbeitet er heraus, wie unscharf die Phänomene „Echokammer“ von Sunstein (2001) bzw. „Filterblase“ von Pariser (2011) ursprünglich umschrieben werden. Bruns selbst definiert sie umgekehrt sehr eng als Nutzungsstile von digitalen Plattformen, gemeint sind wohl vor allem soziale Netzwerkseiten (S. 29). Eine Echokammer liege vor, wenn User*innen sich vorrangig mit Gleichgesinnten verbinden (z. B. jemandem „folgen“), von einer Filterblase spricht Bruns, wenn User*innen vor allem mit Gleichgesinnten kommunizieren. Seine Diskussion der beiden Phänomene betrachtet damit nur das Verhalten der Nutzerschaft, aber nicht Einflüsse von Plattformen und ihren Algorithmen auf eine mögliche Fragmentierung der Nutzung. Damit fällt aus der folgenden Diskussion heraus, was den Kern von Pariser's These ausmacht: die Personalisierung der Ergebnislisten von Suchmaschinen, aber auch der Nachrichten auf journalistischen Seiten. Ebenso setzt Bruns sich nicht systematisch mit Sunsteins psychologischer Argumentation auseinander, welche Meinungsbildungsprozesse als *Wirkung* aus fragmentierter Mediennutzung entstehen können.

Der Forschungsstand, der in den nächsten Kapiteln zusammengefasst wird, bezieht sich entsprechend des gewählten Fokus vorrangig auf das Folgen, Liken und Verbinden mit Anderen auf sozialen Netzwerkseiten. Die Forschung zur Fragmentierung digitaler Mediennutzung im Vergleich zu anderen Informationsquellen spricht Bruns leider nicht an (etwa die Arbeiten von Webster oder Taneja und Kolleg*innen, z. B. Taneja, Webster, Malthouse & Ksiazek, 2012; Webster, 2014; Webster & Ksiazek, 2012). Davon abgesehen ist die Analyse der ausgewählten Studien sehr detailliert, und die Schlussfolgerungen des Autors zur Existenz und Relevanz von fragmentierter Nutzung digitaler Plattformen sind überzeugend.

Wie schon andere, so zeigt auch Bruns, dass es (bislang) keine starken Indizien für die Existenz von digitaler Fragmentierung gibt – weder als klare Fragmentierung von Mediennutzung noch als gesellschaftliche Wirkung einer solchen Nutzung. Dennoch gibt er nicht Entwarnung: Er führt an,

dass es zwar in der Breite nicht zu Fragmentierung zu kommen scheint. Am politischen Rand hingegen werden entsprechende Tendenzen sichtbar. Bruns weist hier aber zurecht darauf hin, dass eine Analyse etwa des Like-Verhaltens auf Facebook noch nicht über eine Fragmentierung der Nutzerschaft Auskunft gibt. Zum einen bleibt die Art der Verarbeitung der gesehenen Inhalte dabei offen (S. 71). Darüber hinaus beschränken sich viele Studien allein auf eine Analyse politischer Onlinenutzung, während Nachrichten und politische Ereignisse oder die politischen Einstellungen des eigenen Netzwerks aber nur einen Teil der digitalen Kommunikationsroutinen der meisten Nutzer*innen darstellen (S. 74). Mit seiner eigenen Forschung kann Bruns zeigen, dass zwar für spezielle Themeninteressen zahlreiche Subnetzwerke auf Twitter existieren. Deren Mitglieder sind aber dennoch auch zumindest lose mit dem Gesamtnetzwerk verbunden und nicht in einer Blase oder Kammer abgeschlossen. (Hier zeigt sich wiederum, wie sehr eine solche Analyse oder Diskussion von Fragmentierung davon profitieren würde, wenn sie über eine einzelne Plattform oder allein digitale Mediennutzung hinausginge und weitere Medienkanäle und deren mögliche Fragmentierung berücksichtigt.)

Im sehr lesenswerten Fazit-Kapitel unterstreicht Bruns seine Einschätzung, dass es sich bei der Diskussion um Filterblasen oder Echokammern um eine „moral panic“ handle. Für deren Existenz gebe es zum einen wenig Belege. Und zum anderen seien Faktoren außerhalb digitaler Plattformen sehr viel wichtiger für die Erklärung einer möglichen Fragmentierung der Gesellschaft als das Verknüpfungs- oder Kommunikationsverhalten in sozialen Medien. Wie offen jemand gegenüber anderen Meinungen oder politischen Einstellungen ist, sollte Fragmentierung demnach sehr viel stärker beeinflussen als etwa soziale Netzwerkseiten oder deren Nutzung.

Das Buch bietet ab Kapitel 3 einen guten und systematischen Überblick über ausgewählte Forschung zur Fragmentierung digitaler Mediennutzung. Das Fazit in Kapitel 5 ist besonders empfehlenswert, um die Lücken in landläufigen öffentlichen Argumentationen zu Fragmentierung aufzuzeigen, tatsächliche Gefahren besser zu verstehen und Wege zu deren Überwindung kennenzulernen. Bruns' Diskussion digitaler Fragmentierung und ihrer verschiedenen Bezeichnungen in Kapitel 2 dagegen ist eher eigenwillig und beschränkt sich auf einen sehr kleinen Ausschnitt der derzeitigen wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit diesem Phänomen. Für diesen Ausschnitt hingegen bietet das Buch einen aktuellen und pointierten Überblick, der gut kompatibel mit anderen aktuellen Beiträgen ist, die sich mit der

Stärke und den Auswirkungen digitaler Fragmentierung befassen.

Merja Mahrt

Literatur

- Pariser, E. (2011). *The Filter Bubble: What the Internet is Hiding from You*. London: Penguin.
- Sunstein, C. R. (2001). *Republic.com*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Taneja, H., Webster, J. G., Malthouse, E. C., & Ksiazek, T. B. (2012). Media Consumption Across Platforms: Identifying User-Defined Repertoires. *New Media & Society*, 14(6), 951–968. doi:10.1177/1461444811436146.
- Webster, J. G. (2014). *The Marketplace of Attention*. Cambridge, MA: MIT Press.
- Webster, J. G., & Ksiazek, T. B. (2012). The Dynamics of Audience Fragmentation: Public Attention in an Age of Digital Media. *Journal of Communication*, 62(1), 39–56. doi:10.1111/j.1460-2466.2011.01616.x.

Konrad Dussel

Bilder als Botschaft

Bildstrukturen deutscher Illustrierter 1905 – 1945 im Spannungsfeld von Politik, Wirtschaft und Publikum

Köln: Halem Verlag, 2019. – 552 S.

ISBN 978-3-86962-414-3

Vor dem Aufstieg des Fernsehens seit den 1960er Jahren waren illustrierte Zeitungen fast 100 Jahre lang das wichtigste Bildmedium, mit denen Zeitgenossen an Ereignissen außerhalb ihres unmittelbaren Lebenszusammenhangs teilnahmen. Via Pressefotos wurde die große Welt über sie in den privaten vier Wänden präsent. 1929 dürfte die Gesamtauflage aller deutschen Illustrierten über fünf Millionen Exemplare betragen haben. Marktführer mit 1,8 Millionen Exemplaren war die im Ullstein Verlag erschienene *Berliner Illustrierte Zeitung (BIZ)*. Da eine Zeitung im Durchschnitt von vier bis sechs Personen gelesen wurde, lag die Gesamtleserschaft dieser Blätter zwischen 20 und 30 Millionen Menschen – bei einer Gesamtbevölkerung von damals etwas mehr als 62 Millionen. Angesichts der schon allein quantitativen Bedeutung des Mediums überrascht es, dass die Publizistikkgeschichte wie die Zeitgeschichte mit wenigen Ausnahmen (Arbeiten zum Avantgarde-Blatt *Arbeiter-Illustrierte-Zeitung* und der NS-Auslandszeitschrift *Signal*) Jahrzehnte lang einen großen Bogen um diese Massenblätter gemacht haben.

Umso mehr ist zu begrüßen, dass mit dem Band „Bilder als Botschaft. Bildstrukturen deutscher Illustrierter 1905 – 1945 im Spannungsfeld von Politik, Wirtschaft und Publikum“ des Mannheimer

Medienhistorikers Konrad Dussel – ergänzt um einen Text des Erfurter Kommunikationswissenschaftlers Patrick Rössler – nun erstmals eine empirische Großstudie zu den drei großen illustrierten Zeitungen *Berliner Illustrierte Zeitung*, deren Konkurrenzblatt im Scherl-Verlag *Die Woche (WO)* sowie dem NS-Parteiblatt *Illustrierter Beobachter (IB)* vorliegt. Für seine Studie hat Dussel eine Auswahl von 30.000 Bildern getroffen, die er auf zentrale inhaltliche und formale Strukturen hin untersucht hat. Dabei folgt er einem breiten Bildbegriff. Bilder sind für ihn primär Fotografien, aber auch Schaubilder, Gemäldewiedergaben, Zeichnungen und gezeichnete Witze. Damit ist Dussels Studie die bislang am breitesten angelegte Untersuchung von Massenbilddaten im deutschsprachigen Raum.

Der Titel des Buches „Bilder als Botschaft“ greift eine Formel auf, die Marshall McLuhan bereits vor mehr als 50 Jahren geprägt hat. Danach ist das Medium die eigentliche Botschaft und nicht unbedingt deren Inhalt. Angewandt auf die Illustrierten bedeutet dies, dass sie vor allem via Bilder Botschaften transportieren. Im Unterschied zur Praxis der Visual History, die bislang vor allem Bildikonen im Blick hatte, geht es Dussel um das Durchschnittliche und Alltägliche des Massenmediums Bild. Er geht von der Annahme aus, dass es nicht unbedingt das einzelne Bild ist, das die Leserschaft interessiert, sondern „das Bildangebot insgesamt in seiner ganzen Vielfalt“. Dussels Forschungsinteresse gilt den „Strukturen des Bildangebots der Illustrierten“ in ihren inhaltlichen und formalen Aspekten. Diese begreift er zu Recht „als geronnene Ergebnisse der Aushandlungsprozesse zwischen den Vorstellungen der Illustrierten-Gestalter zur inhaltlichen und formalen Heftgestaltung einerseits und den entsprechenden Erwartungen ihrer Leserschaft andererseits“. Methodisch verknüpft Dussel die quantitative Analyse mit der qualitativen Untersuchung ausgewählter Beispiele.

Was folgt, ist zunächst eine Geschichte der illustrierten Zeitungen in Deutschland von ihren Anfängen im 19. Jahrhundert bis 1945. Auf fast 250 Seiten erfährt man interessante Detailinformationen zu Form und Aufbau der Zeitungen, zum Layout, zur Titel-Gestaltung, zu den Präsentationsformen der Bilder, zu den Bild-Text-Relationen der drei Illustrierten. Dussel stellt darüber hinaus die wichtigsten Bild-Produzenten der drei Zeitungen vor.

Erstmals werden auf diese Weise die Profile und Arbeitsweisen der drei untersuchten Zeitungen deutlich. Dies ist umso höher einzuschätzen, als etwa über Hitlers Parteillustrierte *IB* bislang nur spekuliert statt seriös geforscht wurde.

Hinter der aufwändigen quantitativen Analyse von Massendaten bleiben leider oft qualitative Aspekte im Dunkel. Über die Form der Bilder und ihre Perspektiven, die oft erst deren Faszinosum ausmachen, erfahren wir so gut wie nichts. In welcher Weise die Bilder den Betrachtern neue Perspektiven etwa der Nähe oder der Aufsicht lieferten und sie gegenüber diesen in neuer Weise als Teilhaber am Geschehen positionierten, rückt kaum einmal in den Blick. Schließlich berücksichtigt der Autor zu wenig, dass durch den Ausbau des Bildfunks und der damit möglichen zeitnahen Veröffentlichung von Fotografien die Betrachter in völlig neuer Weise zu Ereignissen in Beziehung gesetzt wurden.

Die empirische Analyse von Dussel bestätigt und differenziert auf weite Strecken die Befunde anderer qualitativer Studien etwa zur antisemitischen Propaganda, zum Hitler-Bild sowie zum Bild des Krieges. Viele der Befunde waren letztlich zu erwarten. Dass Illustrierten-Angebote nicht als bloßes passives Sprachrohr zu betrachten sind, sondern als Produkte komplexer Aushandlungsprozesse zwischen politischen Vorgaben, journalistischen Überlegungen, ökonomischen und publizistischen Möglichkeiten sowie Leserinteressen, lag auf der Hand. Zwar ist es einmal mehr wichtig, darauf hinzuweisen, dass Intentionen und Wirklichkeit auch im Bereich der illustrierten Presse nicht einfach gleichgesetzt werden dürfen. Wirklich neu ist aber auch diese Erkenntnis nicht. Selbst der Befund, dass der NS-Staat innerhalb der von ihm vorgegebenen Rahmenbedingungen durchaus auf eine gewisse Angebotsvielfalt achtete, ist von Dussels Kollegen Patrick Rössler bereits ausführlich am Beispiel der Lifestyle-Illustrierten *die neue linie* als „Vielfalt in der Gleichschaltung“ beschrieben worden.

Ob all dies den enormen organisatorischen und finanziellen Aufwand rechtfertigt, der mit einer solchen Untersuchung verbunden ist, sei dahingestellt. Relevant bleibt Dussels Hinweis auf die zentrale Rolle der Illustrierten innerhalb der neuen Massenkultur – ein Hinweis, der gerade Historikern ins Stammbuch geschrieben werden sollte. Es bleibt zu hoffen, dass der Studie „Bilder als Botschaft“ weitere Untersuchungen folgen werden, die sowohl die Begrenzung auf die Zeit bis 1945 als auch auf den deutschen Raum überwinden. Nur durch internationalen Vergleich wird deutlich, was spezifisch deutsch an der Geschichte der illustrierten Presse war, oder ob diese nur nachholte bzw. kopierte, was andernorts längst Standard war.

Gerhard Paul

Sandra Fleischer / Daniel Hajok (Hrsg.)
Medienerziehung in der digitalen Welt

Grundlagen und Konzepte für Familie, Kita,
Schule und Soziale Arbeit

Stuttgart: Kohlhammer, 2019. – 217 S.

ISBN 978-3-17-026161-7

Dass Medien die Lebenswelt(en) von Kindern und Jugendlichen durchdringen und beeinflussen, dürfte unterdessen jedem bewusst sein. Die Autoren des zu besprechenden Buches beleuchten deshalb vor allem unter dem Gesichtspunkt der „digitalen Welt“ das Aufwachsen mit Medien und die Unterschiede und Herausforderungen gegenüber früher. Dabei werden nacheinander auch die unterschiedlichen beteiligten Akteure mit ihren medienerzieherischen Aufgaben betrachtet: vom Elternhaus über die Kita, die Schule und auch die Soziale Arbeit.

Zu Beginn wird dem Thema Erziehung besondere Beachtung geschenkt, welches relativ intensiv beschrieben wird und die Grundlage für die Einbettung der medienerzieherischen Gedanken bildet. Aktuelle Befunde über die Veränderung der kindlichen Mediennutzung werden präsentiert und bieten dem Lesenden ein realistisches Bild der veränderten Bedingungen, unter welchen die Kinder und Jugendlichen heute aufwachsen. Dabei wird deutlich, dass die größten Unterschiede zum Aufwachsen mit Medien gegenüber „früher“ bei der Nutzung mobiler, onlinefähiger und multifunktionaler Endgeräte liegen. Diese befähigen die jungen Nutzer zu einer weniger kontrollierten und begleiteten Nutzung und erlauben es ihnen, diverse mediatisierte Handlungs- und Erfahrungsräume mit all ihren Vor- und Nachteilen in relativ jungem Alter zu besuchen. Ebenso wird die deutsche Rechtslage um Kinder und Jugendliche thematisiert.

Diese Beschreibung der heutigen Ausgangslage und der daraus resultierenden Herausforderungen führt hin zu den Überlegungen, wie man die Medienkompetenz der Heranwachsenden und die medienpädagogische Kompetenz der unterschiedlichen Akteure fördern kann. Die Eltern bleiben dabei wichtige Vorbilder und Vermittlungsinstanzen, wenn es um die Förderung der Medienkompetenz der Heranwachsenden geht. Und die Wichtigkeit einer sorgfältigen Schulung und Weiterbildung jener Akteure, welche beruflich mit Kindern und Jugendlichen arbeiten, wird für das Gelingen medienpädagogischer Maßnahmen hervorgehoben. Medienkompetenz wird als Bildungsziel beschrieben, und es wird deutlich, dass dieses nur erreicht werden kann, wenn die verschiedenen Instanzen sich gleichermaßen für das Erreichen dieses Zieles einsetzen. Besonders hervorzuheben ist übrigens

das sehr amüsante Kapitel über die allgemeine Technikfeindlichkeit und die Idealisierung der Natur als „ideale Lehrmeisterin“. Hier dürften sich all jene besonders angesprochen fühlen, die sich aus beruflichen Gründen für eine realistische Sicht auf die Medien in der Lebenswelt der Kinder engagieren.

Das Buch eignet sich für alle, die einen aktuellen Einblick in die Mediennutzung von Kindern und Jugendlichen erhalten möchten, und für alle, die mit Heranwachsenden im medienbildnerischen Bereich arbeiten. Es ist ein Grundlagenwerk, um die Wichtigkeit von Medienerziehung zu erfassen und den Umstand, dass man damit früh beginnen sollte. Es beinhaltet keine „pfannenfertigen“ Umsetzungsvorschläge (bspw. für den Schulunterricht), aber zahlreiche, sorgfältig beschriebene Hinweise auf Projekte, welche Handreichungen und Materialien (online) anbieten. Auch erhält der Lesende zahlreiche Denkanstöße, um über die Mediennutzung nachzudenken – die eigene und die der Heranwachsenden.

Eveline Hipeli

Mario Martini
Blackbox Algorithmus

Grundfragen einer Regulierung Künstlicher
Intelligenz

Berlin, Heidelberg: Springer, 2019. – 400 S.

ISBN 978-3-662-59009-6

Mario Martini, Professor für Öffentliches Recht am Deutschen Forschungsinstitut für öffentliche Verwaltung (FoeV) in Speyer, ist sicherlich einer der bekanntesten Rechtswissenschaftler, die sich aus juristischer Perspektive mit der Digitalisierung befassen. Zahlreiche Publikationen bestätigen dies mit einer intensiven Forschung, insbesondere auch im Bereich der Digitalisierung der Verwaltung. Mit „Blackbox Algorithmus“ legt er nun eine umfassende Monografie zur Thematik der „Künstlichen Intelligenz“ vor – so ubiquitär und möglicherweise irreführend dieser Begriff auch sein mag. Geprägt durch die Mitarbeit von Michael Kolain und Jan Mysegades geht der Autor dabei sehr ausführlich vor und beleuchtet zahlreiche grundlegende wie spezielle Fragen, die sich bei der Einhegung von „Künstlicher Intelligenz“ durch Regulierung stellen, und versucht abschließend, diese durch konkrete Regulierungsvorschläge zu beantworten. Zusätzliches Interesse an dem Werk entsteht durch den Umstand, dass der Autor Mitglied der Datenethikkommission ist bzw. war, deren (nicht unumstrittener) Abschlussbericht ebenfalls Vorschläge zur Regulierung von Algorithmen beinhaltet.

Unter dem bildhaften Titel „Algorithmen als DNA der digitalen Zukunft“ (Kapitel A.) werden die gesellschaftlichen Potenziale und Probleme, die sich durch den wachsenden Einsatz von Algorithmen ergeben, dargestellt sowie technische Grundlagen erörtert. Auch wenn hier keine neuen Erkenntnisse lauern und die Anmerkungen, gerade im Bereich der Technik, oberflächlich anmuten, wird hier eine ausreichend solide Basis für die weiteren Gedankengänge geschaffen.

Anschließend wird unter B. der Regulierungsbedarf ausführlich dargestellt, unterteilt in die Risikopotenziale sowie die rechtlichen Schutzimplikationen. Hier wird der sich durch die weiteren Ausführungen ziehende Schwerpunkt auf den Schutz vor Diskriminierungen sowie der Persönlichkeit, also des Datenschutzes, unverkennbar. Der so gewählte Fokus erklärt auch die nur flüchtigen Ausführungen zu Informations- und Meinungsbildungsfreiheit ab S. 99. Zwar bietet die tabellarische Übersicht über typische Gefährdungslagen bei algorithmischen Systemen auf S. 110 eine gute Zusammenfassung. Da aber bspw. Phänomene wie das *Microtargeting* und *Social Bots* kurz und teils unkritisch benannt werden, hätte es hier schon weiterer kritischer Perspektiven gerade auch aus der Kommunikationswissenschaft bedurft.

Nachdem unter C. schon bestehende sektorspezifische Regulierungsmechanismen und -methoden des Technikrechts als Vorlagen für entsprechende Ansätze bei softwarespezifischen Fragestellungen untersucht werden, folgt der spannende Kern des Buches: Unter D. werden die von Martini aus den vorhergegangenen Hintergründen entwickelten „Bausteine einer Regulierung algorithmenbasierter Systeme auf der Zeitachse“, also präventiv, begleitend, ex-post und flankierend (selbst-)regulierend, präsentiert. Dabei führt die Kritik an harmonisierter, übergreifender Regelung zu dem Hinweis, dass vielmehr typenspezifische normative Konkretisierungen für verschiedene Problemfelder angezeigt sind. Zentral wird hier auf die DSGVO und das AGG eingegangen.

Bemerkenswert ist einerseits der medienrechtliche Teil (S. 213), der auf Regeln des Rundfunkstaatsvertrags sowie des Entwurfs des Medienstaatsvertrages eingeht und ein (Meinungs-)Neutralitätsgebot grundsätzlich als inadäquat für Plattformen („paternalistische Rolle“, S. 225), allenfalls für solche mit ähnlicher (politischer) Meinungsmacht wie Rundfunksender, angezeigt beschreibt. Andererseits ist auch der Vorschlag einer Unterstützungseinheit (S. 271) samt Beschreibung des verfassungsrechtlichen Gefüges und der Verwaltungskompetenzen von besonderem Interesse, da das Bundesministerium für Arbeit und Soziales dem entsprechend noch dieses

Jahr ein „KI-Observatorium“ einrichten will, das sich zu einem Bundesinstitut für KI entwickeln soll. Dies unterstreicht die Relevanz der hier gemachten Regulierungsvorschläge, auch wenn manche(r) diese inhaltlich für diskutabel halten mag.

Besonderes Augenmerk verdient die abschließende Zusammenfassung unter E., die in verständlicher und präziser Sprache in gebotener Deutlichkeit erfolgt. Sie ist gerade auch Nicht-Juristen sogar als einleitende Lektüre zu empfehlen, um die prägnantesten Thesen und Erkenntnisse der Untersuchung zu erfassen und bei Bedarf vertiefend in die vorangestellten Teile einzusteigen.

Insgesamt werden mit dieser Monografie freilich nicht alle besprochenen Fragen abschließend beantwortet. Dies kann und will der Autor ausweislich des Vorwortes auch nicht, sondern vielmehr „die intensive gesellschaftliche Diskussion befruchten“ (S. VIII), die im Kontext algorithmischer Entscheidungssysteme stattfindet. Das Werk wirft so ein „Schlaglicht“ auf den schnellen Entwicklungsprozess in diesem Bereich und wird dem formulierten Anspruch auch gerecht. Das Buch stellt einen wichtigen, grundlegenden Baustein im Dialog über algorithmische Entscheidungssysteme und die Digitalisierung von Gesellschaft und Staat dar. Ungeachtet der Schwerpunktsetzung gelingt es, viele betroffene Bereiche anzusprechen und dies mit einer guten Übersicht über maßgebliche nationale wie internationale Literatur. Es bietet jedem, der sich für die Regulierung derartiger Systeme interessiert, einen umfassenden, tiefgehenden Einblick für eine weitere Beschäftigung mit dem Thema.

Johannes Schmees

Giovanna Mascheroni / Donell Holloway (Eds.) The Internet of Toys

Practices, Affordances and the Political Economy of Children's Smart Play

Basingstoke: Palgrave Macmillan, 2019. – 366 S.
(Reihe: Studies in Childhood and Youth)
ISBN 978-3-030-10897-7 (Hardcover)

Smarte Technologien haben Einzug in unsere Lebenswelten und Haushalte gehalten, ob als Fernseher, Kühlschränke, Uhren, Sprach-Assistenten oder eben in Form von Robotern, Puppen oder Kuscheltieren. In Deutschland wurde den sog. „Smart Toys“ oder „Connected Toys“ erstmal besondere Aufmerksamkeit geschenkt, nachdem im Februar 2017 die Puppe „Cayla“ ähnlich einer „Wanze“ als illegale Abhöranlage verboten wurde und Eltern aufgefordert wurden, diese zu vernichten. Nichtsdestotrotz hat sich seither ein bunter

Spielzeugmarkt entwickelt, der z. T. damit wirbt, dass die Produkte „intelligent“ seien, zum Lernen anregen und spielerisch u. a. die technischen Kompetenzen der Kinder fördern würden. Das Angebot an Smart Toys ist entsprechend heterogen und unübersichtlich, was eine Einschätzung ihrer Chancen, Risiken und Potenziale für Kinder und Jugendliche erschwert.

In diese Lücke fällt der vorliegende Sammelband. Untergliedert in vier Abschnitte wird das Thema in insgesamt 17 Beiträgen von 37 internationalen Autorinnen und Autoren aus multidisziplinärer Perspektive beleuchtet.

Im ersten Abschnitt (*New Toys, New Play, New Childhood?*) nehmen die Herausgeberinnen mit Bezug auf Lierouw und Livingstone (2006) eine Einordnung der Internet of Toys als Medien vor, die neben den Artefakten und Geräten die kommunikativen Aktivitäten und Praktiken sowie den sozialen Kontext als Dimensionen berücksichtigen. Diese sind zugleich strukturgebend für die weiteren Ausführungen und spannen den Rahmen für die nachfolgenden Beiträge auf.

Als aufschlussreich erweist sich die analytische Differenzierung der unterschiedlichen Spielzeugvarianten (Smart Toys und Connected Toys) und die Abgrenzung gegenüber Social Robots, die Jochen Peter, Rinaldo Kühne, Alex Barco, Chiara de Jong und Caroline L. van Straten im zweiten Kapitel vornehmen. Überdies zeigen sie theoretische und methodologische Lücken auf, die bei der weiteren Beforschung dieses Themenfeldes berücksichtigt werden sollten. Jacky Marsh richtet ihren Fokus indes aus einer post-humanistischen Perspektive auf die Interaktion bzw. das Spiel von Kindern und plädiert auf der Basis ihrer Beobachtung von zwei Mädchen und deren Interaktion mit einem „robotic toy“ (*Furby*) u. a. dafür, die Potenziale der Internet of Toys stärker in den Blick zu nehmen.

Auch der anschließende Beitrag von Seth Giddings richtet den Blick auf das imaginäre Spiel der Kinder. Der Beitrag von Bjorn Nansen, Benjamin Nicoll und Thomas Apperley erweitert das Themenspektrum schließlich noch um die Nutzung sog. „Toys-to-life“-Figuren, mit denen Funktionen für die jeweiligen Konsolenspiele freigeschaltet werden können, die Kinder aber auch in ihre „Offline“-Spielaktivitäten einbinden. Einen zentralen Aspekt stellen dabei markenbezogene Vermarktung sowie die Erhebung persönlicher (Nutzungs-)Daten dar, die in einem spielerischen Kontext stattfinden. Die Autoren sehen diesbezüglich Handlungsbedarf, sowohl mit Blick auf die Auseinandersetzung mit und die Regulierung von derartigen Datenerhebungspraktiken als auch in Bezug auf die Förderung der „data literacies“ von Kindern.

Der zweite Abschnitt (*Domesticating the Internet of Toys: Practices and Contexts*) umfasst drei Studien, die interessante Einblicke in die familiäre Einbettung und Nutzung von Internet of Toys geben. Rita Brito, Patricia Das und Gabriela Oliveira untersuchen im Rahmen einer explorativen Studie mit 21 portugiesischen Familien die Sichtweisen und Nutzungspraktiken von Kindern und Eltern. Die Ergebnisse verweisen u. a. darauf, dass Eltern und Kinder unterschiedliche Erwartungen an die digitalen Spielzeuge haben: Während die Eltern sich von den Spielzeugen auch einen edukativen Mehrwert erhoffen, steht bei den Kindern die affektive Bindung und der aktive Unterhaltungswert im Vordergrund.

Lorna Arnott, Ionna Palaiologou und Colette Gray werfen einen tiefergehenden Blick auf die Rolle von Internet of Toys im frühen Kindesalter und zeigen, inwieweit die Internet of Toys eine Brücke zwischen Offline- und Online-Aktivitäten schlagen. Anstelle von alarmistischen Diskursen plädieren sie für eine integrative Sichtweise, in der die Smart Toys als eine (weitere) Ressource in der Lebenswelt von Kindern betrachtet werden. Katriona Helijakka und Pirita Ihämäki stellen schließlich Ergebnisse einer qualitativen Studie in einer finnischen Vorschule vor und gehen dabei insbesondere auf die Potenziale für formale und informelle Lernprozesse ein.

Etwas ungewöhnlich mutet der dritte Abschnitt (*Design and Research Methodologies*) an, in dem verschiedene Ansätze zur Entwicklung sowie zur Untersuchung der Nutzung von Smart Toys gebündelt sind. Angesichts der im ersten Abschnitt aufgezeigten Forschungsdesiderata und der methodischen Herausforderungen von Mediennutzungspraktiken, die Online- und Offline-Nutzungen umfassen, erscheinen diese Perspektiven auf Internet of Toys aber nachvollziehbar.

Die ersten beiden Beiträge von Maarten Van Mechelen, Bieke Ziemann, Lizzy Bleumers und Ilse Mariën beschäftigen sich mit Fragen des Empowerments und der Medienkompetenzförderung durch die Einbeziehung in den Design-Prozess. Der Beitrag von Stéphan Chaudron, Dimitros Geneiaktakis, Ioannis Kounelis und Rosanna Di Gioia widmet sich indes der Frage, wie man nachzeichnen kann, welche Daten mit wem während der Nutzung ausgetauscht werden und welche möglichen Risiken damit einhergehen.

Thomas Enemark Lundtofte und Stine Liv Johansen stellen einen video-ethnografischen Ansatz vor („Points of View“), der es ermöglicht, sowohl (audiovisuelle) Daten aus der Sicht des Kindes als auch auf das Kind selbst einzubeziehen. Ihre Überlegungen – im vorliegenden Beitrag bezogen auf die Tablet-Nutzung von vier- bis sechsjährigen Kindern – sind dabei nicht nur im Hin-

blick auf die Erfassung von Nutzungs- und Verhaltensdaten interessant, sondern auch mit Blick auf forschungsethische Implikationen.

Dylan Yamada-Rice zeigt auf, welche Möglichkeiten, Befähigungspotenziale und Fragen sich mit Blick auf die Partizipation von Kindern im Gestaltungs- und Designprozess von Internet of Toys ergeben. Giovanna Mascheroni und Donell Holloway stellen abschließend ein Set an verschiedenen (qualitativen) Methoden vor, die aus ihrer Sicht geeignet sind, die Nutzung und Aneignung von Internet of Toys zu erfassen.

Die Beiträge im vierten Abschnitt (*The Political Economy of IoT*) beschäftigen sich mit datenschutzbezogenen und werblichen Aspekten der Smart Toys. Ingrida Milkaite und Eva Lievens leiten auf Basis einer vergleichenden Darstellung des US-amerikanischen und des EU-Datenschutzrechtsrahmens für Smart Toys Datenschutzempfehlungen für verschiedene Akteursgruppen ab. Vor allem auf der Seite der Hersteller und Anbieter sehen die Autorinnen noch deutlichen Verbesserungsbedarf mit Blick auf Transparenz und die Erfüllung zentraler Informationspflichten. Insbesondere steckten in branchenweiten datenschutzrechtlichen Verhaltensregeln viele Konkretisierungs- und Optimierungspotenziale.

Eva Martinz Pastor und Patricia Núñez befassen sich eingehender mit der Werbung für smarte Spielzeugangebote und stellen Ergebnisse einer YouTube-Analyse zu teils verdeckten Formen von Marketing für derartige Produkte vor; hier zeigen sich enge Verbindungen zu den teils sehr jungen YouTube-InfluencerInnen.

Vilmanté Liubinienė und Ana Jorge präsentieren Befunde einer linguistischen Analyse von IoT-bezogenen Werbeeinhalten, die in zwölf Ländern durchgeführt wurde. Der letzte Beitrag dieses Absatzes und zugleich des Bandes ist den beiden Herausgeberinnen vorbehalten und befasst sich mit Datafizierung, dem Überwachungskapitalismus und den daraus resultierenden Fragen, die in künftigen Studien zu bearbeiten sein werden.

Insgesamt handelt es sich um einen dichten Sammelband, der einen kaleidoskopartigen Überblick über ein aktuelles Themenfeld gibt, dem noch vergleichsweise wenig Aufmerksamkeit beigemessen wird. Gleichzeitig wird an vielen Stellen des Buches deutlich, dass das Thema Internet of Toys verschiedene Berührungspunkte zu und Überlappungen mit anderen Themenfeldern aufweist (z. B. mit Social Robots, Datenschutz und -sicherheit, Werbung und anderen Formen persuasiver Kommunikation). Einzelne Beiträge fokussieren insoweit nicht auf Smart Toys als Phänomen, sondern z. B. auf aktuelle Marketingstrategien oder den eher allgemeinen Rechtsrahmen für

Kinderdatenschutz. Die Perspektivenvielfalt ist dabei eindeutig eine Stärke des Buches.

Da viele der berücksichtigten Smart Toys allerdings kaum bekannt bzw. auf dem deutschen Markt nicht mehr oder noch nicht verfügbar sind, bleibt auch nach der Lektüre der Eindruck bestehen, dass es sich um einen bunten, dynamischen und undurchsichtigen Markt handelt, dessen Auswirkung auf die Sozialisation von Kindern sich allenfalls punktuell errahnen lässt. Überdies stehen die meisten Beiträge für sich – auf einen gemeinsamen konzeptionellen oder begrifflichen Rahmen nehmen die Zulieferungen in der Regel nicht Bezug. Hier bedarf es noch weiterer und tiefer gehender Angebotssystematisierungen und (langfristiger) Nutzungsstudien, die aber sehr gut auf einzelnen Beiträgen in diesem Band aufbauen können.

Stephan Dreyer / Claudia Lampert

Literatur

Lievrouw, L.A. & Livingstone, S. (2006). Introduction to the first edition (2002): The social shaping and consequences of ICTs. In: L.A. Lievrouw & S. Livingstone (Eds.), *Handbook of new media* (pp. 15-32). London: Sage.

Florian Meißner

Kulturen der Katastrophenberichterstattung

Eine Interviewstudie zur Fukushima-Krise in deutschen und japanischen Medien

Wiesbaden: Springer Fachmedien, 2019. – 440 S.
ISBN 978-3-658-26126-9

Am 11. März 2011 um 14:46:23 begann vor der Ostküste Japans der Meeresboden zu beben. Die vom Epizentrum ausgehenden Wellen erreichten das 163 Kilometer nordöstlich gelegene Kernkraftwerk Fukushima nach 23 Sekunden. Dort löste die Naturkatastrophe einen Reaktorunfall der höchsten Stufe aus, mit dramatischen Auswirkungen und langfristigen Folgen. Die ganze Welt blickte nach Japan, auch die deutschen Medien und insbesondere deren Korrespondenten vor Ort.

Florian Meißner vergleicht in seiner Studie entlang der damaligen Katastrophenberichterstattung die Journalismuskulturen in Deutschland und Japan. Seine Erklärungen sucht er innerhalb der jeweils spezifischen politischen, sozialen und ökonomischen Bedingungen. Neben der klassischen Literatur exegese sind narrative Interviews seine zentrale (empirische) Methode: mit deutschen (2) und japanischen (3) Experten sowie mit insgesamt 18 japanischen und deutschen Journalisten bzw. Korrespondenten.

Einerseits ist diese sehr akribische Feldarbeit das große Plus dieses Dissertationsprojekts, auf der anderen Seite liegt darin die Gefahr der Langatmigkeit, die der Autor nicht in jedem Kapitel minimieren kann. Zu spannend ist aber auch das, was die Augenzeugen erzählen. Meißner konfrontiert seine Gesprächspartner nicht mit vorher festgelegten Thesen, sondern lässt sie erzählen – in der Regel eineinhalb oder zwei Stunden, manchmal auch drei bis dreieinhalb Stunden – und wertet das Gesagte im Nachhinein induktiv aus. Auch aufgrund des anstrengenden Layouts wünscht sich die Leserin an manchen Stellen, die Zitate auf einer beigelegten DVD hören zu können. Außerdem verführt diese Vorgehensweise zu Redundanzen. Die Interviews beziehungsweise einzelne Sequenzen werden im Ergebnisteil mehrfach ausgewertet, das heißt „reflektierend interpretiert“ und sieben Themenkategorien zugeordnet. Sehr tief geht somit der Vergleich zwischen den deutschen und japanischen Quellen beispielsweise im Hinblick auf die Wahrnehmung der Katastrophe, den politischen Risikodiskurs, die Einschränkungen der Berichterstattung und das Rollenverständnis der Berichterstatte.

Zwischen der Einleitung und diesem empirischen Teil liegen 180 Seiten, die durchaus erkenntnisreich, aber bisweilen zu ausführlich sind. Kapitel 2 beispielsweise hätte Kürzungspotenzial, denn einen Begriff wie Journalismuskultur zu klären oder die internationale Journalismusforschung zu überblicken, bedarf keiner 37 Seiten. Auch Kapitel 3 (über 50 Seiten) hätte Straffung vertragen; dennoch sind die Betrachtungen der Bedingungen, unter denen der deutsche und der japanische Journalismus jeweils stattfinden, wichtige Grundlagen für das Verständnis der Fokussierung auf die Katastrophenberichterstattung. Generieren Natur- oder vom Menschen verursachte Katastrophen in Deutschland in der Regel ein sehr kurzfristiges mediales Interesse, so werden in Japan Medien als „integraler Bestandteil der Katastrophenhilfe“ betrachtet. Katastrophenberichterstattung fungiert dort als eine Form des Katastrophenmanagements. Bei aller oberflächlichen Ähnlichkeit der Historie (Zweiter Weltkrieg), der politischen (Demokratie) und ökonomischen (Marktwirtschaft) Bedingungen zeigen sich bei intensiver Betrachtung der Kultur und damit auch der Medienlandschaft die Unterschiede in zentralen Werten (Pressefreiheit, Funktion des Journalismus). Wichtiger als deutsche journalistische Werte wie Kritik und Kontrolle ist in Japan die Zugehörigkeit zu einem Medienunternehmen.

Der Begriff Journalist ist, so klärt Meißner auf, in Japan ein weitgehend ungebräuchlicher Importbegriff. Zentrum des journalistischen Selbstverständnisses und Handelns in Japan sind die soge-

nannten Presseklubs. Ministerien, Behörden und große Unternehmen stellen den Reportern Räumlichkeiten mit kompletter Ausstattung und Infrastruktur zur Verfügung. Die Klubs werden zwar von den Journalisten selbst verwaltet, Zugang haben aber in der Regel nur Mitarbeiter großer Medienunternehmen. Vertreter kleiner Redaktionen oder gar Auslandskorrespondenten werden dementsprechend nicht zu Pressekonferenzen, Briefings, Hintergrundgesprächen und Ähnlichem eingeladen, die strengen Regeln folgen. Aufgrund der Tatsache, dass diese Reporterklubs weltweit einmalig sind, wurden sie vor allem in der englischsprachigen Literatur häufig kritisch betrachtet.

Florian Meißners Verdienst ist, dass er sowohl in die Breite als auch in die Tiefe analysiert. „Eine Untersuchung ausschließlich unter den Vorzeichen angelsächsisch geprägter normativer Vorstellungen von Journalismus wäre zumindest mit Blick auf den Fall Japans hoch problematisch gewesen.“ (S. 373) Seine „kultursensible“ und damit sehr differenzierte Vorgehensweise ermöglicht gerade im Fall der Katastrophenberichterstattung, die völlig unterschiedlichen Journalismuskulturen besser zu verstehen. Jeder deutsche Medien- und Journalismuswissenschaftler, der international vergleichend forscht und lehrt, kommt an Florian Meißners Studie nicht vorbei.

Beatrice Dernbach

Juan Moreno

Tausend Zeilen Lüge

Das System Relotius und der deutsche Journalismus

Berlin: Rowohlt, 2019. – 288 S.

ISBN 978-3-7371-0086-1

Über den „Fall Relotius“, der ebenso gut eine zweite *Spiegel*-Affäre genannt werden kann, ist mehrhundertfach geschrieben worden. Auch große ausländische Zeitungen wie die *New York Times*, *El Mundo* und der *Guardian* haben diesen einzigartigen Fall aufgegriffen. Lügner, Hochstapler und Fälscher hat es in der jüngeren Mediengeschichte so einige gegeben – niemand aber konnte über so lange Zeit eine solch große Menge an erfundenen Texten in ein Magazin heben, das noch immer zu den besten weltweit gehört und das sich immer seiner kritischen Verifikationsabteilung, der sogenannten Dokumentation, rühmte.

Unter den vielen Veröffentlichungen, darunter auch der Revisionsbericht der vom *Spiegel* selbst eingesetzten Kommission, ragt das Buch von Juan Moreno heraus – ist er doch der eigentliche Aufdecker des Fälschungsskandals. Im Jahr 2018 hatte er mit Claas Relotius zusammengearbeitet, übr-

gens eher widerwillig. Das Gesellschaftsressort des *Spiegel* wollte es so. Es entstand die koproduzierte Reportage „Jaegers Grenze“, die in diesem Buch auch abgedruckt ist. Schon während der Recherche – Moreno war mit Flüchtlingen in Mexiko unterwegs, Relotius (vorgeblich) an der Südgrenze der USA – hatte es Meinungsverschiedenheiten zwischen den beiden Reportern gegeben. Moreno kamen Zweifel, ob stimmen konnte, was Relotius behauptete. Die verantwortlichen Redakteure aber, denen Moreno etliche Merkwürdigkeiten auflistete, glaubten eher ihrem vielfach preisgekrönten Starreporter, der inzwischen Redakteursstatus hatte, als dem locker an den *Spiegel* gebundenen freien Reporter aus Berlin. Bis sich Moreno in die USA aufmachte und die von Relotius angeblich befragten Protagonisten aufsuchte. Aus der im Journalismus generell gebotenen Verifikation von Tatsachenbehauptungen wird so eine vernichtende Fälsifikation.

Die Geschichte ist damit aber noch nicht zu Ende: Relotius wehrt sich, erfindet immer neue Kniffe, um seinen Ruf zu retten – und die Gutgläubigkeit seiner Chefs scheint grenzenlos. Erstklassige Journalisten wie Matthias Geyer und Ullrich Fichtner halten es nicht mal für nötig, die von Moreno aufgezeigten Widersprüche selbsttätig zu überprüfen – stets geben sie nur Relotius die Gelegenheit zur scheinbaren Widerlegung der Zweifel.

Die 16 Kapitel dieses spannend geschriebenen Buches nehmen den Leser mit auf eine medienkritische Entdeckungsreise. Aber sie enthalten weit mehr als nur einen – natürlich subjektiven – Erlebnisbericht des Juan Moreno, der in dieser Kontroverse früh Partei geworden war. Natürlich ist Moreno kein neutraler Beobachter, aber seine Rekonstruktion der vorgenommenen Fälsifikation von „Jaegers Grenze“ bezeugt, wie akkurat und skeptisch er an die selbstgestellte Aufgabe herangegangen ist. Natürlich will er auf seiner selbstfinanzierten USA-Reise Beweise dafür finden, dass Relotius erfunden und gelogen hat. Aber ist ein selbsternannter US-Grenzschilder wie der zwielichtige Foley ein glaubwürdiger Zeuge? „Foley hatte gute Gründe, mich zu belügen. Er beging in dem Text Straftaten.“

Moreno weitet den Blick über Relotius hinaus, wenn er das System Journalismus insgesamt betrachtet, wenn er die Redaktionskultur des *Spiegels* kritisch beschreibt und eine Lanze für die Reportage bricht – diese viel beschworene „Königsdziplin“, die durch Relotius' Fiktionalisierungen bei vielen Lesern, aber auch in Redaktionen arg in Misskredit geraten war. Für den *Spiegel* konstatiert der Autor nachvollziehbarerweise ein „Systemversagen“ (240), weil von den redaktionell Verantwortlichen bis hin zur Dokumentation mehrere Instanzen versagten. Es habe aber kein „System

der Fälschung“ (240) gegeben, das Hamburger Magazin sei „keine Fälscherbude“ (ebd.).

Moreno interessiert sich – wie gesagt – nicht nur für Relotius, dessen Hochstapelei er auch psychologisch zu verstehen versucht, sondern für die Krise des Journalismus insgesamt. Gegen Ende bringt er seine Ursachenforschung so auf den Punkt – und begründet das auch näher: „Das wahre, das strukturelle Problem für einen unabhängigen, soliden Journalismus, der seine Aufgabe als Kontrollorgan erfüllt, ist die Bezahlung.“ (278)

Übrigens ist Moreno ein Autor, der sich durchaus auch für die Sichtweise der Kommunikationswissenschaft interessiert – eher selten unter Journalisten. Es finden sich in diesem Buch immerhin vier Bezugnahmen auf Wissenschaft. Die Johannes-Gutenberg-Universität Mainz wird sogar namentlich erwähnt. Gnädigerweise nicht namentlich erwähnt wird der „Journalistik-Professor“, der in einem Lehrbuch zur Reportage eine fragwürdige „Montagetechnik“ empfohlen haben soll. In der Post-Relotius-Debatte war dieses Lehrbuch mehr in die Kritik geraten.

„Tausend Zeilen Lüge“ hatte es kurzzeitig auf Platz 1 der *Spiegel*-Bestsellerliste geschafft, sein Autor wurde jüngst als „Journalist des Jahres“ geehrt. Aber Moreno hatte es schon geahnt: „Schau an, ein Held, interessant. Mal sehen, wie lange noch?“ (25, Anmerkung VL: Im Buch ist das eine Phantasie, die dort in Anführung steht. Daher bei mir: einfache Anführung im Zitat). Inzwischen geht der Berliner Medienanwalt Christian Schertz im Auftrag von Relotius gegen das Buch vor. 22 Textstellen sollen unzutreffend sein. Der Streit geht um Petitessen wie die Frage, ob Relotius in seiner kurzen Karriere wirklich „über vierzig Auszeichnungen“ (143) erhalten hat oder nur 19, wie Schertz behauptet. Gravierender ist da schon der Vorhalt, die starke Schlusszene des Buches sei nicht beglaubigt: Relotius habe einem Ex-Kollegen am Telefon gesagt, er befinde sich in klinischer Behandlung in Süddeutschland, doch tags darauf habe eine *Spiegel*-Sekretärin den Ex-Redakteur in Hamburg auf einem Fahrrad gesehen.

Der Vorwurf: Moreno habe es verabsäumt, die Sekretärin selbst zu befragen, und sich stattdessen aufs Hörensagen verlassen. Das wäre in der Tat ein schwerer handwerklicher Fehler. Ein Rezensent ist kein Richter, darf aber urteilen, dass die inkriminierten neun Zeilen zum Schluss gegenüber der großen Leistung des Autors auf insgesamt 288 Seiten nicht ins Gewicht fallen. Ein Schönheitsfehler, das aber schon.

Volker Lilienthal

Ingrid Paus-Hasebrink / Jasmin Kulterer / Philip Sinner

Social Inequality, Childhood and the Media

A Longitudinal Study of the Mediatization of Socialisation

Basingstoke: Palgrave Macmillan, 2019. – 314 S.
ISBN 978-3-030-02653-0

(Reihe: Transforming Communications – Studies in Cross-Media Research)

Das Buch (erhältlich als Hardcopy oder Open Access) befasst sich mit der wesentlichen Fragestellung, wie sozial benachteiligte Kinder und Jugendliche in einer mediatisierten Welt aufwachsen und welche Bedingungen und Voraussetzungen gegeben sein müssen, damit sie Medien für die persönliche Entwicklung gewinnbringend nutzen können. Dazu wird eine beeindruckende und herausragende Längsschnittstudie mitsamt seinen theoretischen Grundlagen, dem methodologischen Design, der Durchführung sowie den Ergebnissen dargestellt.

Die präsentierte Forschung bezieht sich auf neue Sozialisationstheorien (z. B. nach Hurrellmann/Bauer 2015), die einen verschränkten Einfluss von Individuum und Umwelt sowie die Bedeutung der Individuen als Akteure im Sozialisationsprozess betonen. Konkret werden dabei Familiensozialisation und Mediensozialisation als zwei ineinanderfließende Prozesse untersucht. Im Zusammenhang mit sozialer Benachteiligung bezieht sich die Forschung auf Bourdieus Theorie der Praxeologie (1977), die beschreibt, dass der soziale Status – die Positionierung im sozialen Lebensraum – einen Einfluss auf individuelle Deutungs- und Handlungsmuster hat und insofern auch die Mediennutzung und ihre Sinngabe von sozioökonomischen Bedingungen geprägt sein können.

Die Längsschnittstudie wurde von 2005 bis 2017 über einen Zeitraum von fast 12 Jahren durchgeführt und beinhaltet sechs Erhebungswellen. Untersucht und befragt wurden 20 Kinder und Jugendliche sowie deren Eltern oder Erziehungspersonen, wobei das Alter der Erstbefragung bei fünf bis sechs Jahren lag. Bei Beendigung der Studie hatten die gleichen Befragten das Alter von 16 bis 18 Jahren erreicht. Am Beginn der Untersuchung waren alle Familien in Österreich wohnhaft und mussten ihr Leben unter erschwerten sozioökonomischen Bedingungen bestreiten.

Das qualitative Studiendesign setzt ein umfangreiches Methodenrepertoire ein, das sich aus folgenden einzelnen Methoden zusammensetzt: sechs Wellen mit qualitativen Face-to-Face-Interviews mit den Kindern und Jugendlichen sowie mit mindestens einem Elternteil, einem standardi-

siertem Fragebogen zur Erhebung wesentlicher sozioökonomischer Daten (Einkommen, Bildungsniveau, Wohnsituation etc.), Zeichnungen egozentrierter sozialer Netzwerke der Kinder und Jugendlichen, Fotografien der „bedroom culture“ der Kinder und Jugendlichen (Kinder-/Jugendzimmer und der bevorzugte Platz der Mediennutzung), Beobachtungsprotokolle über die Wohnsituation (Haushalt/Wohnung und Wohnumgebung) und die Medienausstattung sowie ein abschließendes, qualitatives Telefoninterview. Die Auswertung folgte einem theoretischen Konzept, das zwischen Handlungsoptionen, Handlungsentwürfen und Handlungskompetenzen unterscheidet.

Im Zuge der Auswertung konnten vier Familientypen gebildet werden, die sich grundsätzlich in den beiden Dimensionen der sozioökonomischen und der sozio-emotionalen Familienverhältnisse unterscheiden. Der Familientyp 1 hat durchgehend schwerwiegende sozioökonomische Probleme, die oft in Zusammenhang mit Arbeitslosigkeit und gesundheitlichen Problemen stehen. Die Eltern (oder die alleinerziehende Mutter) sind damit überfordert, den Alltag zu bestreiten, und können ihr/e Kind/er wenig in ihrem Entwicklungsprozess unterstützen. Die Kinder erfahren in diesen sozio-emotional defizitären Familien generell wenig Beachtung, und dementsprechend ist auch die Vermittlung von Medienkompetenzen kaum vorhanden. Regelungen in der Mediennutzung sind entweder nicht vorhanden oder nicht konsistent, und der vorherrschende Laissez-faire-Stil führt oft zu einem extensiven Medienkonsum (bei kleineren Kindern Fernsehen, bei älteren Jungen Computerspiele). Für die heranwachsenden Kinder und Jugendlichen bedeutet das extrem eingeschränkte Handlungsmöglichkeiten mit geringen Chancen auf eigene Handlungsentwürfe und Handlungskompetenzen.

Der Familientyp 2 konnte im Laufe der Studie seine finanzielle Situation wesentlich verbessern (durch Heirat oder Erbe), nicht aber die schwerwiegenden Probleme im sozio-emotionalen Bereich. Auch in diesem Familientyp erfuhren die Kinder durchgängig Vernachlässigung durch ihre Mutter / ihre Eltern. Kamen durch die Heirat weitere Kinder in die Kernfamilie, wurden oft die neuen Kinder bevorzugt behandelt. Auch hier gab es nur einen Fall, in dem ein vernachlässigter Junge in professionell betreuter Fremdunterbringung seine Traumatisierung überwinden, seine extensive Mediennutzung in den Griff bekommen und schließlich Resilienz und Unabhängigkeit erlangen konnte.

Der Familientyp 3 hat schwerwiegende sozioökonomische Probleme, aber aufgrund der stabilen sozio-emotionalen Situation kann der Alltag gemeistert werden. Die Eltern waren um ein har-

monisches Familienleben bemüht und unterstützen ihre Kinder so gut wie möglich in ihren Entwicklungsaufgaben. Trotz der aufgrund der finanziellen Situation stark eingeschränkten Handlungsoptionen konnten die Kinder daher Handlungsentwürfe und -kompetenzen entwickeln und schienen am Ende der Studie fähig, ihr Leben eigenständig zu bewältigen.

Der Familientyp 4 wird als jener der „sozialen Aufsteiger“ beschrieben, bei denen sich im Zuge der sozioökonomischen Besserstellung auch Verbesserungen auf der sozio-emotionalen Ebene einstellten. Die Kinder haben von diesen Entwicklungen direkt profitiert, denn die Eltern verwendeten die neuen Ressourcen für ihre Förderung und halfen ihnen dabei, Handlungsentwürfe und -kompetenzen zu entwickeln.

Zusammengefasst zeigt sich, dass die sozioökonomischen Bedingungen zwar den Alltag bestimmen, die sozio-emotionale Situation aber bewirkt, ob die Herausforderungen des Alltags bewältigt werden können. Wie die AutorInnen bemerken, konnte keine Typologie der Mediennutzung erstellt werden, da diese neben der Familie auch wesentlich von anderen Akteuren im Sozialisationsprozess (Peers, Schule, Vereine etc.) beeinflusst wird.

Meine einzige kritische Anmerkung bezieht sich auf das verwendete Konzept der „emerging adults“, welche nicht klar von den jüngeren „adolescents“ abgegrenzt wurden. Insgesamt handelt es sich aber bezüglich des Studiendesigns, der Umsetzung und der erarbeiteten Ergebnisse jedenfalls um eine außergewöhnliche und sehr ambitionierte Studie, die wegweisende Erkenntnisse für die zukünftige Sozialisationsforschung und die Medienforschung hervorbringen konnte.

Natalia Waechter

Literatur

- Bourdieu, P. F. (1977). *Outline of a Theory of Practice*. New York, NY: University Press.
- Hurrelmann, K., & Bauer, U. (2015). Das Modell des produktiv realitätsverarbeitenden Subjekts. In K. Hurrelmann, U. Bauer, M. Grundmann, & S. Walper (Hrsg.), *Handbuch Sozialisationsforschung*. Weinheim: Beltz, S. 144–161.

**Jutta Röser / Kathrin Friederike Müller /
Stephan Niemand / Ulrike Roth**

Das mediatisierte Zuhause im Wandel

Eine qualitative Panelstudie zur Verhäuslichung des Internets

Wiesbaden: Springer VS, 2019. – 288 S.

ISBN 97-3-658-26072-9

Im Jahr 1997 gingen 7 % der Deutschen „gelegentlich online“, das Internet war ein „technisch gerahmtes Medium, mit dem eine kleine, privilegierte Bevölkerungsgruppe insbesondere berufliche Anliegen umsetzte“ (S. 91). „Online gehen“ war somit eine sozial und sinnbezogen, zeitlich, räumlich und modal distinkte Praktik der Mediennutzung. Heute nutzen 90 % der Deutschen das Internet (ARD/ZDF-Onlinestudie 2019), jugendliche Lebenswelten werden als „permanently online, permanently connected“ beschrieben (Vorderer et al. 2015), das „Internet der Dinge“ und „ubiquitous computing“ bezeichnen die fortschreitende Ausdehnung und Allgegenwart von Informationstechnologien. Um diese Prozesse des Wandels zu verstehen und zu beschreiben, braucht es Konzepte, die weder monokausal noch linear, teleologisch oder deterministisch konstruiert sind. Gleichsam gilt es, theoretisch-konzeptionelle Offenheit mit empirisch-analytischer Dichte zu kombinieren.

Jutta Röser und Kolleg*innen formulieren explizit all diese Ansprüche – Wandel der Internetausnutzung über zwei Jahrzehnte, maximale theoretisch-konzeptionelle Offenheit, analytisch dichte Beschreibung im Rahmen einer Langzeitstudie – und legen eine in jeder Hinsicht überzeugende und für weitere Forschung instruktive Studie vor.

Diese begann 2008 zunächst als DFG geförderte Einzelstudie zur Domestizierung des Internets und wurde im SPP Mediatisierte Welten bis 2016 erweitert und zur Langzeitstudie ausgebaut. Im Zentrum steht eine qualitative Panelstudie mit vier Erhebungszeitpunkten (2008, 2011, 2013, 2016), zu denen 25 Paare in „ethnografisch orientierten Haushaltsstudien“ (38) interviewt wurden. Das Sample wurde in drei Altersgruppen und zwei Schulbildungsgruppen quotiert, weitere relevante Merkmale (z. B. Anschaffungszeitpunkt Internet, Beruf) wurden gestreut. Hervorzuheben sind zudem die Erinnerungsstudien zum Anschaffungsprozess des Internets in der ersten Erhebungswelle sowie die Bildung eines Kontrastsamples aus 16 Paarhaushalten der „Online-Avantgarde“ in der letzten Erhebungswelle. Durch diese beiden Erweiterungen der zentralen Analyseverfahren sowie dem konsequenten Abgleich der Ergebnisse mit internationalen Studien gelingt es den Autor*innen, ihre Ergebnisse über die konkreten Erhe-

bungszeitpunkte und (geografischen) -räume hinanzuführen.

Nach einer kurzen Einführung beginnt die Publikation mit der theoretischen Zusammenführung der beiden zentralen Konzepte medialen und kommunikativen Wandels, die den eingangs angeführten Kriterien prozessorientierter Forschung gerecht werden: dem Domestizierungsansatz und der Mediatisierungstheorie. Argumentativ werden hierfür zunächst eine Reihe komplementärer Theoreme und Annahmen herausgearbeitet (u. a. Aneignung statt Verbreitung, dezentrierte Analyse von Medienrepertoires statt Einzelmedien) und anschließend die Varianz in der Anlage von Wandlungsprozessen (Mediatisierung eher langfristig, Domestizierung eher kurzfristig orientiert) vermittelt. Die Zusammenführung der Konzepte erfolgt schließlich über die Konzeptualisierung des häuslichen Alltags als konkreter mediatisierter Welt, in der „[...] die sich wandelnden Medien und das kommunikative Handeln der Menschen auf spezifische Weise aufeinandertreffen“, weshalb die Autor*innen „das Zuhause als einen Ort, an dem sich Mediatisierungsprozesse konkretisieren“ (15) analysieren.

Die Beschreibung des methodischen Vorgehens (Kapitel 3) veranschaulicht hervorragend das Leistungsvermögen von theoretical sampling und der Verschränkung deduktiver und induktiver Analyseschritte – insbesondere für eine Langzeitstudie. Insgesamt werden auf diese Weise „6 Analysefelder“ (43) definiert, welche die kontinuierliche Weiterentwicklung der Leitfäden für die Paarinterviews (über 4 Erhebungswellen) sowie die Auswertung und Präsentation der Analyseergebnisse strukturieren: Einzug des Internets in die häusliche Sphäre (Kapitel 4), räumliche Arrangements und häusliche Kommunikation (Kapitel 5), Wandel und Neugestaltung der Medienrepertoires (Kapitel 6), Alltagsumbrüche als Dynamisierung der häuslichen Internetnutzung (Kapitel 7), Geschlecht und Aneignung (Kapitel 8), Internet und die Entgrenzung der häuslichen Berufsarbeit (Kapitel 9), Kontraststudie Online-Avantgarde (Kapitel 10). In jedem dieser Kapitel wird zunächst in das jeweilige „Analysefeld“ eingeführt, die konkreten Forschungsfragen werden hergeleitet und die wichtigsten Befunde vorgestellt. Als Stilmittel bewähren sich dabei kurze Miniaturen von Paarinterviews, in denen die jeweils bedeutsamsten Entwicklungen aus Teilnehmerperspektive geschildert werden.

Stellvertretend für eine ganze Reihe von instruktiven, mitunter überraschenden und durchgängig plausiblen Analysebefunden sei an dieser Stelle die Bedeutung des Internets in den Medienrepertoires der Paare sowie die Analyse der Bedeutung von Alltagsumbrüchen angesprochen.

Für die Paarhaushalte in der Panelstudie sind „tiefgreifende Umwälzungen der Medienrepertoires eher selten“, dagegen die „Koexistenz alter und neuer Medien bis 2016 die typische Praktik“ (146, 147). Gleichwohl unterscheidet sich die Bedeutung des Internets in den Medienrepertoires 2008 deutlich von jener 2016 und nochmals fundamental von jener der (jungen und hochgebildeten) „Online-Avantgarde“. Die Darstellung der „schrittweisen Transformation“ (147) ist in dieser Studie gerade deshalb so gelungen, weil sie aus Teilnehmerperspektive konsequent von der Sinnhaftigkeit des Alltages aus rekonstruiert wird. So etwa beispielhaft durch die Weiterentwicklung der für die Paarbeziehungen eminent wichtigen, gemeinsamen Mediennutzung am Abend zum „online-optimierte[n] Fernsehabend“ (146).

Der Ansatz am sinnhaften Alltag reüssiert aber insbesondere im Zusammenhang mit radikalen Veränderungen der Internetnutzung und grundlegenden Transformationen der häuslichen Kommunikationskultur. Im Analysefeld „Alltagsumbrüche“ wird die Dynamik der Medienaneignung in Zeiten von Elternschaft, Umzügen oder Trennungen von Paaren untersucht. In diesem Zusammenhang wird ein – in der Theorie nicht neues, forschungspraktisch aber nach wie vor unterrepräsentiertes – Phänomen analytisch wunderbar dicht beschrieben: die Dynamik und der Wandel von Medienaneignung in Abwesenheit technischer Innovationen. Medienrepertoires transformieren sich, der räumliche, zeitliche, modale, soziale und sinnbezogene Umgang mit dem Internet verändert sich, weil sich der Alltag der Menschen verändert – und nicht, weil Medieninnovationen gut vermarktet wurden.

Nach der Lektüre drängen sich unmittelbar weitere Forschungsfragen auf, die sich mit dem sehr umfangreichen Datenmaterial sicherlich gut bearbeiten ließen. So wäre eine Fokussierung auf Fragen der Materialität von Medien interessant, da diese in jedem der Analysefelder zumindest angesprochen werden (insbesondere die Miniaturisierung der Endgeräte und Mobilisierung des Internets) und auch durch den Verweis auf die mediale „double articulation“ (Silverstone & Haddon 1996) (20) bereits theoretisch anschlussfähig sind. Weiterhin drängt sich durch die Kontraststudie zur „Online-Avantgarde“ eine vertiefte mediengenerationale Betrachtungsweise auf. Gleichwohl hat die vorliegende Studie für die nationale Forschung Pioniercharakter, vereint synchrone wie asynchrone Analysen und dient ohne Zweifel als Musterbeispiel für qualitative Langzeitforschung.

Peter Gentzel

Literatur

- Beisch, N., Koch, W. & Schäfer, C. (2019). ARD/ZDF-Onlinestudie 2019: Mediale Internetnutzung und Video-on-Demand gewinnen weiter an Bedeutung. In *Media Perspektiven*, 9, 374–388.
- Silverstone, R. & Haddon, L. (1996). Design and the Domestication of Information and Communication Technologies. Technical Change and Everyday Life. In Silverstone, R. & Mansell, E. (Ed.), *Communication by Design. The Politics of Information and Communication Technologies*. Oxford: Oxford University Press, pp. 44–74.
- Vorderer, P. (2015). Der mediatisierte Lebenswandel. Permanently online, permanently connected. In *Publizistik*, (3)60, S. 259–276.

Wolfgang Schweiger / Patrick Weber / Fabian Prochazka / Lara Brückner

Algorithmisch personalisierte Nachrichtenkanäle

Begriffe, Nutzung, Wirkung

Wiesbaden: Springer VS, 2019. – 137 S.

ISBN 978-3-658-24061-5

Algorithmisch personalisierte Nachrichtenkanäle spielen als Informationsquelle und damit im Meinungsbildungsprozess eine immer größere Rolle. Die bislang als Intermediäre, Informationsintermediäre oder neuerdings im derzeit diskutierten Entwurf des Medienstaatsvertrags auch als Medienintermediäre bezeichneten Anbieter wie Facebook, Google oder YouTube haben sich nicht nur als politische Informationsquelle etabliert, sondern auch eine anhaltende gesellschaftliche Debatte um mögliche Wirkungseffekte personalisierter Nachrichtenquellen ausgelöst. In der Kommunikationswissenschaft explodiert dieses Forschungsfeld nahezu. Denn personalisierte Onlineangebote stehen im Verdacht, ihre Nutzer nur mit Themen zu konfrontieren, die deren persönlichen Interessen entsprechen. Diese Einschränkung der individuellen Themenhorizonte, so die Befürchtung, führe auf gesamtgesellschaftlicher Ebene zu einer wachsenden Fragmentierung bzw. Polarisierung. Im Extremfall könnten so die viel zitierten Filterblasen entstehen.

Das Autorenteam von der Universität Hohenheim (Wolfgang Schweiger, Patrick Weber, Fabian Prochazka & Lara Brückner) widmet sich im Kontext dieser Debatte dem Konstrukt „algorithmisch personalisierter Nachrichtenkanäle“ (APN) und überprüft anhand einer empirischen Studie mögliche Wirkungsmechanismen. Ziel der Untersuchung ist es, ein einfaches Messinstrument zu entwickeln, das den APN-Nutzungsanteil im Medienmenü der Nutzer valide bestimmt. In einer on-

line-repräsentativen Umfrage unter deutschen Internetnutzern (über den Panel-Dienstleister Lightspeed) wird deshalb ermittelt, wie viel Zeit auf die Nutzung von personalisierten und nicht-personalisierten Nachrichtenquellen entfällt und welche messbaren Zusammenhänge auf der Basis von verschiedenen Persönlichkeitseigenschaften gefunden werden können. Unter der Prämisse, dass Individuen „unterschiedlich tolerant gegenüber einstellungsdissonanten Nachrichten sind“ (S. 5), wird für mögliche Polarisierungseffekte eine Reihe von Erklärungsvariablen herangezogen. Dazu gehören relevante soziodemografische, psychologische, politik- und medienbezogene Personenmerkmale. Um diese zu identifizieren, wird in Kapitel 3 der Forschungsstand aufgearbeitet, aber, soweit belastbare Belege bislang fehlen, auch plausible eigene Annahmen getroffen.

Vorangestellt wird ein Kapitel, das sich umfassend der Definition algorithmisch personalisierter Nachrichtenkanäle widmet und eine Reihe weiterer wichtiger Begriffsbestimmungen vornimmt. So werden nicht nur Nachrichtenkanäle von-quellen unterschieden (S. 12–14), sondern aus der Wirkungsperspektive auch sog. Konkurrenz- und Personalisierungseffekte. Diese Systematisierung führt zur Differenzierung von Konkurrenzeffekten von Nachrichtenquellen und Personalisierungseffekten von Nachrichtenkanälen und möglicher Bedrohungsszenarien für die Meinungsbildung im Netz. Die Verzerrung öffentlicher Diskurse basiert dabei nach Meinung der Autoren hauptsächlich auf Konkurrenzeffekten in APN, wird aber vom Anteil personalisierter Nachrichtenquellen im Medienrepertoire gesteuert. Die thematisierten potenziellen Wirkungen sind wenig überraschend größtenteils negativ geframt.

Letztlich führen diese einführenden Begriffsbestimmungen zur weiteren Relevanzbegründung einer eigenständigen, präziseren Messung der individuellen APN-Nutzung, am besten auf metrischem Skalenniveau. Denn nur dann lässt sich der relative Nutzungsanteil von APN an der Gesamtnachrichtennutzung exakt bestimmen und somit auch individuelle und gesellschaftliche Personalisierungseffekte. Im Mittelpunkt der empirischen Erhebung stehen deshalb auch die detaillierte Nutzungsabfrage von Nachrichtenkanälen (S. 34) in der theoretisch basierten Unterscheidung zwischen nicht-algorithmischen und algorithmisch-personalisierten Quellen und die Nachrichtennutzungsdauer auf einer siebenstufigen Skala (mit Bezug zum Vortag der Befragung). Der mit 25 % bezeichnete APN-Nutzungsanteil deutscher Online-Nutzer für das Jahr 2017 wird einer Reihe von Vergleichsstudien gegenübergestellt und (trotz unterschiedlicher Operationalisierungen) als valide beurteilt.

Kapitel 4 dient schließlich der Identifikation der relevanten Personenmerkmale, die die Nutzung von APN prägen. Skizziert werden Nutzungsmuster und medienbezogene Einstellungen (u. a. Selective-Exposure-Neigung und Personalisierungsskepsis), politikbezogene Nutzereigenschaften (u. a. Stärke und Breite des politischen Interesses und der politischen Selbstwirksamkeitseinschätzung, *duty to keep informed*, *duty to vote*, politische Partizipation und politische Rechtsorientierung) und psychologische Persönlichkeitseigenschaften (u. a. *need for cognitive closure*).

Insgesamt wird also eine Vielzahl an Erklärungsvariablen bestimmt und in konkrete Hypothesen überführt, die dann in multiplen Regressionsanalysen getestet werden. Im Ergebnis zeigen sich vielfältige Zusammenhänge, die nicht immer die postulierten Hypothesen bestätigen können, allerdings erwartungsgemäß ein ganz bestimmtes Bild vermitteln. Hier zeigt sich die größte Schwäche der Untersuchung, denn dieses Kapitel liest sich insgesamt sehr beliebig. Eine Vielzahl von unabhängigen Variablen werden getestet und in Beziehung zueinander gesetzt – zwar teilweise auf der Basis bereits gesicherter empirischer Erkenntnisse, aber auch auf der Grundlage plausibler Annahmen. Denn der Forschungsstand zur kanalübergreifenden Messung personalisierter Nachrichtenquellen weist noch viele Lücken auf. Mit dieser Vielzahl an Prädiktoren erweitern die Autoren ihr Analyseraster und damit den Gesamtanspruch der Studie, bleiben allerdings auch etwas willkürlich.

Im nächsten Kapitel werden die Betrachtungen vertieft und zwar mit Blick auf Meinungspolarisierung, d. h. ob eine intensive Nutzung von personalisierten Nachrichtenkanälen mit einer Meinungsverstärkung einhergeht. Mögliche Zusammenhänge werden – unter Berücksichtigung der konkurrierenden Einflüsse ausgewählter Persönlichkeitseigenschaften (u. a. Alter, Bildung und politische Orientierung) – anhand von zwei Themen (Flüchtlingsdebatte und EU-Rückbau) überprüft. Mit dem ausgewählten Untersuchungsdesign lassen sich jedoch keine direkten (Personalisierungs-Polarisierungs-)Effekte finden, sondern nur in Interaktion mit dem Alter und der formalen Bildung.

In der kritischen Auseinandersetzung mit möglichen algorithmischen Personalisierungseffekten liegt sicherlich eine der Stärken der Studie. Das Autorenteam erarbeitet systematisch Begriffsbestimmungen des Konstrukts, konzipiert ein neues Messinstrument und testet exemplarisch mögliche Wirkungseffekte. Als hilfreich erweisen sich zudem die einzelnen Zwischenfazits und die kompakte Darstellung des Forschungsstandes für das Feld der Meinungspolarisierung. Insgesamt ergibt

sich ein sehr komplexes Bild über das Zusammenspiel von technischen Personalisierungseffekten und möglichen Meinungspolarisierungen. Das zeigt sich insbesondere an der Zusammenfassung der Ergebnisse. Denn nur unter bestimmten Randbedingungen können Effekte nachgewiesen werden. Dabei zeichnen sich die ausgewählten Themen insbesondere dadurch aus, dass beide als stark moralisch und emotional aufgeladen gelten.

Die gewählte Operationalisierungsvariante, die gemeinsame Erfassung aller genutzten personalisierten Kanäle in der Selbstausskunft, weist zugleich Stärken und Schwächen auf. So erweitert sich zwar der Fokus auf alle personalisierten Kanäle im Medienmenü eines Nutzers. Allerdings bleibt die Selbsteinschätzung (auch im Kontext der Nutzungsdauer) angreifbar, ebenso der Fokus auf ein Online-Panel. Bei der Interpretation der Ergebnisse sollte man sich deshalb immer vor Augen führen, wie stark die kanalübergreifende Erfassung personalisierter Nachrichtenkanäle abstrahiert und dass auf diesem Wege unterschiedliche Kommunikations- und damit auch unterschiedliche Wirkungslogiken der Plattformen vermengt werden.

Trotz dieser Schwächen ist das Buch eine lohnende Lektüre für alle, die sich einen umfassenden Überblick verschaffen wollen, für welche Bevölkerungsgruppen algorithmisch personalisierte Nachrichtenkanäle größere Risiken bergen. Denn dieser erste Systematisierungsvorschlag für den deutschsprachigen Raum bettet die bislang zu eng geführte Auseinandersetzung um Filterblasen in eine breite Debatte ein. Auch Studien aus anderen Ländern betrachten mittlerweile nicht nur technische Personalisierungseffekte, sondern vielmehr moderierende Personenmerkmale, die Chancen und Risiken algorithmisierter Empfehlungslogiken greifbarer und besser verständlich machen.

Birgit Stark

Anna Katharina Struth

Hassrede und Freiheit der Meinungsäußerung

Der Schutzbereich der Meinungsäußerungsfreiheit in Fällen demokratiefeindlicher Äußerungen nach der Europäischen Menschenrechtskonvention, dem Grundgesetz und der Charta der Grundrechte der Europäischen Union

Wiesbaden: Springer, 2019. – 474 S.

(Reihe: Beiträge zum ausländischen öffentlichen Recht und Völkerrecht; 278)

ISBN 978-3-662-58152-0

(Zugl.: Wien, Univ., Diss., 2017)

„Hassrede“ wird in der aktuellen politischen Debatte insbesondere im Kontext von Äußerungen auf Internet-Plattformen und in sozialen Netzwerken diskutiert. Die Debatten reichen dabei von der Einigung auf eine einheitliche Definition für Hassrede über Fragen zum Verhältnis von Gemeinschaftsstandards bis hin zu rechtlichen Vorgaben und Fragen der (grenzüberschreitenden) Durchsetzbarkeit von Löschanträgen und Wiederherstellungsansprüchen.

Eine Vielzahl an wissenschaftlichen Abhandlungen beschäftigen sich aktuell ebenfalls mit dem Thema Hassrede. Auch Anna Katharina Struth hat das politisch brisante Thema im Rahmen ihrer Dissertation aufgegriffen, wobei sich die Autorin auf die Analyse von Rechtsprechung und Auslegung europäischer Grundrechtsordnungen konzentriert. Bewusst klammert die Autorin die oben genannten Problemfelder aus (S. 26–27). Das Werk erscheint als Band 278 in der Reihe „Beiträge zum ausländischen öffentlichen Recht und Völkerrecht“, die von Prof. Dr. Armin von Bogdandy und Frau Prof. Dr. Anne Peters als DirektorInnen des Max-Planck-Instituts für ausländisches öffentliches Recht und Völkerrecht herausgegeben wird.

Anna Katharina Struth geht in ihrer Arbeit der Frage nach, ob Hassrede und vergleichbare demokratiefeindliche Äußerungen von der Meinungsäußerungsfreiheit geschützt sind. Die Autorin hat sich für ihre Analyse gleich drei Grundrechtsordnungen vorgenommen (S. 11). Sie untersucht die Frage aus der Perspektive des deutschen Grundgesetzes (GG), der EU-Grundrechtecharta (GR-Charta) und der Europäischen Menschenrechtscharta (EMRK). Motiviert zu diesem Schritt wurde Anna Katharina Struth durch die Konvergenz zwischen den Grundrechtsordnungen, die sich u. a. aus Art. 59 GG, aber auch aus der Integration der Grundrechte aus der EMRK als allgemeine Grundsätze in das Unionsrecht (Art. 6 III EUV) ergeben. Ihre Analyse soll als Werkzeug für die Schaffung einer Kohärenz zwischen den Grundrechtsordnun-

gen im „gesamteuropäischen Grundrechtsraum“ (S. 15) in Bezug auf Hassrede und demokratiefeindliche Äußerungen dienen.

Methodisch liegt der Schwerpunkt der Arbeit auf einer Analyse der relevanten Rechtsprechung von EGMR, BVerfG und EuGH/EuG, wobei sich die Autorin neben den Garantien aus Art. 5 I GG, Art. 10 EMRK und 11 GR-Charta auch auf den Umgang der Gerichte mit Art. 18 GG (Verwirkung von Grundrechten), Art. 54 GR-Charta und 17 EMRK als „Missbrauchsausnahmetatbestände“ auseinandersetzt. Die Ergebnisse der Rechtsprechungsanalyse kontrastiert Anna Katharina Struth mit der Auslegung der relevanten Bestimmungen aus den jeweiligen Grundrechtsordnungen.

Dabei nimmt die Autorin eine feinsinnige Systematisierung vor und unterscheidet zwischen Hassrede, Hassrede als kollektiver Äußerung, revisionistischen und negatorischen Äußerungen, wahren und unwahren Tatsachenbehauptungen und Meinungen, Äußerungen in Form des Tragens von Symbolen und demokratiefeindlichen Äußerungen (S. 77–187).

Die Auslegung und die Rechtsprechung zur EMRK divergieren in ihrem Umgang mit dem Untersuchungsgegenstand. Während Struth in der Auslegung der relevanten Bestimmungen des GG, der EMRK und der GR-Charta zu dem Ergebnis kommt, dass Hassrede und demokratiefeindliche Äußerungen als Meinungen *prima facie* vom Schutzbereich umfasst sind, ein Eingriff in den Schutzbereich jedoch regelmäßig gerechtfertigt werden kann (S. 425–428), ergibt ihre Analyse der Rechtsprechung des EGMR einen uneinheitlichen Umgang des Gerichts mit dem Untersuchungsgegenstand (S. 432).

Ausgehend von der Untersuchung eines „demokratischen Dilemma[s]“ (Kapitel 2), das die Autorin zwischen der Sicherung von Demokratie und der Meinungsfreiheit als für eine Demokratie konstituierende Voraussetzung erkennt und in der den Grundrechtsordnungen zugrundeliegenden „streitbaren Demokratie“ auflöst (S. 58–65), gelingt der Autorin, der zu Beginn der Arbeit anvisierte „Erkenntnisgewinn durch Perspektivwechsel“ (S. 14) in Kapitel 5. Im Ergebnis hebt die Autorin zutreffend positiv hervor, dass durch die Einbeziehung von Hassrede als Meinung in den Schutzbereich der Meinungsäußerungsfreiheiten der Grundrechtsordnungen Rechtsanwender zu einer „kontextsensiblen Auseinandersetzung“ im Einzelfall angehalten werden und damit alle tatsächlichen Umstände berücksichtigt werden können (S. 437). Nur auf diesem Weg sei es einer Grundrechtsordnung möglich, rechtsstaatliche Mindeststandards und demokratische Mindeststandards zu schützen – so Anna Katharina Struth. Die Autorin kommt zu dem Schluss, dass es einem

Rechtsstaat zumutbar sei, „die höchstmögliche Begründungsleistung zu erbringen“ (S. 437) und sich strukturiert mit dem Einzelfall auseinanderzusetzen.

Insgesamt stellt die Arbeit eine umfassende, systematische Analyse der Rechtsprechung zu Hassrede und demokratiefeindlichen Äußerungen von erfreulicher Tiefe dar.

Anna Sophia Tiedeke

Karin Zachmann / Sarah Ehlers (Hrsg.)

Wissen und Begründen

Evidenz als umkämpfte Ressource in der Wissensgesellschaft

Baden-Baden: Nomos, 2019. – 170 S.

ISBN 978-3-7489-0338-3 (online)

DOI 10.5771/9783748903383

Aushandlungen um die Gültigkeit von Wissen und einhergehend um die Berufung auf wissenschaftliche Praktiken als verlässliche Quellen von Evidenz haben an politischer und gesellschaftlicher Brisanz gewonnen, und die Diskussion um Evidenzgenerierung erlangt(e) zunehmende Bedeutung. Dies zeigt sich u. a. in Wissenschaft, Politik, Medizin, sprich in den gesellschaftlichen Teilbereichen und der Organisation des gesellschaftlichen Zusammenlebens.

Der vorliegende Band schafft es selbst – das sei vorweggesagt –, eine kohärente und evidenzbasierte Geschichte zu erzählen. Dank eines dicken roten Fadens weiß die Leserin schon mit der Einleitung, was sie erwarten darf, und der Band wird den Erwartungen mehr als gerecht. Das Buch ist insbesondere für ForscherInnen der Wissenschafts- und Gesundheitskommunikation, der Wissenschaftssoziologie und -historik und der politischen Kommunikation zu empfehlen, ebenso wie für ForscherInnen, die Interesse an den Dynamiken des sog. postfaktischen Zeitalters haben. Denn Gründe für neue Herausforderungen der Evidenzgenerierung machen die Autorinnen u. a. in den Wissenschaften selbst, in der Digitalisierung und einhergehend neuen AkteurInnen, in der Pluralisierung/Spaltung der Gesellschaften und in der öffentlichen Darstellungspraxis von Evidenz aus.

Ziel des Buches ist es nicht, den Theorie- und Forschungsstand zur Evidenz- und Wissensgenerierung aufzuzeigen. Im Zentrum des Bandes steht die Frage, wie Evidenz gemacht und gebraucht wird. Evidenz wird dabei als sozial konsentiertes Wissen bestimmt, das in Aushandlungsprozessen entsteht. Evidenzpraktiken sind zu verstehen als konkrete Überzeugungshandlungen von WissenschaftlerInnen, um Erkenntnissen Evidenz zu verleihen. Dies wird im Einleitungskapitel geklärt (das

Herzstück des Buches), welches wichtig ist, um die Intention des Bandes zu verstehen, da hier wichtige Einordnungsleistungen erbracht und Schlüsse gezogen werden. Im Buch werden dann in den folgenden fünf Kapiteln paarweise Evidenzpraktiken interdisziplinär und gut abgegrenzt voneinander anhand verschiedener Praxisfelder, bspw. aus Medizin-, Kommunikations-, Politik- und Wissenschaftsforschung, reflektiert.

Das erste Kapitel beginnt mit den Fragen, welche AkteurInnen überhaupt zu akzeptierten Wissensbeständen beitragen können und wie die Evidenzpraktiken *Ein- und Ausschließen* in der wissenschaftlichen Wissensproduktion zusammenhängen. In beiden analysierten Fallbeispielen, das Anthropozän (interdisziplinäre Öffnung) und die Citizen Science (transdisziplinäre & partizipative Öffnung), wird versucht, mittels der untersuchten Praktiken diversen wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Evidenzanforderungen gerecht zu werden.

Die Praktiken des *De- und Re-Kontextualisierens* analysiert das zweite Kapitel, indem die Datenerhebung in Forschungsprozessen reflektiert wird. Daten werden oftmals von ihrem Kontext gelöst, erhalten ihre Relevanz jedoch nicht kontextlos, sondern in einem Anwendungszusammenhang. Das Kapitel untersucht die Evidenzpraktiken am Beispiel von medizinischen Patientenplattformen und Citizen-Science-Projekten der Lokalgeschichtsschreibung. Sie zeigen, wie Erneuerungsprozesse (bspw. Forderungen realitätsnaher Evidenz) von der Wissenschaft selbst wahr- und aufgenommen werden müssen, um wirksam zu sein.

Im Kapitel *Messen und Ermessen* geht es um Evidenzpraktiken des Beweisens und Begründens. Messen operiert mit Zahlen und Metriken und ist mit der Erwartung eindeutiger Ergebnisse verbunden. Ermessen hingegen mobilisiert Erfahrung, die Unterschiedlichkeit impliziert, weil sie im Individuum verankert ist. In der historischen Fallstudie zur Evidenz für technische Sicherheit und in der soziologischen Fallstudie zur Evidenz für wissenschaftliche Exzellenz hat der Einsatz der Praktiken sachliche und soziokulturelle Gründe und ist auch eine Inszenierungs- und Kontextfrage. Sorgsame Reflexion der Bedingtheit, der Stärken und Schwächen beider Praktiken erscheinen dabei als Basis für Generierung von Evidenz und vertrauenswürdiger Bewertung.

Das Kapitel *Bewerten und Gewichten* beschreibt, wie Evidenz als Entscheidungshilfe nutzbar gemacht wird. Die Fallbeispiele der Umwelt- und Gesundheitspolitik, die Regulierung von Pestiziden sowie Ansätze zur Malariaabekämpfung zeigen: Ein Element evidenzbasierter Entscheidung ist die Abwägung zwischen verschiedenen

Auswirkungen und Interessen. Beim Gewichten wird die Folgeabschätzung von Entscheidungen durch eine Quantifizierung zentral. Um evidenzbasiert demokratische Entscheidungen treffen zu können, sind Auswirkungen nicht nur zu (er-)messen, sondern auch zu bewerten und zu gewichten. Damit werden Evidenzpraktiken wichtig für Austausch von Argumenten und zur Konfliktbewältigung.

Das letzte Kapitel *Erzählen und Analysieren* reflektiert die Evidenzpraktiken in der Wissenschaftsberichterstattung am Beispiel der in den Medien vielbeachteten Genforschung. Das Analysieren wird als Grundoperation der wissenschaftlichen Evidenzerzeugung beschrieben, in welcher durch Dekontextualisierung Geltungsbehauptungen aufgestellt werden. Beim Erzählen, der Narration, werden Daten, Fakten, Erkenntnisse etc. kontextualisiert, um Einsichten zu generieren. Narrationen spielen so eine entscheidende Rolle bei Darstellung, Vermittlung und Herstellung von Evidenz. Sie sind in Medien/Journalismus und vielen Wissenschaften grundständige Praktiken, um Ergebnisse Plausibilität und Glaubwürdigkeit zu verleihen.

Die Gesamtschau der Evidenzpraktiken, eine Leistung der Herausgeberinnen schon im Einleitungskapitel, macht drei zentrale Gemeinsamkeiten sichtbar: (1) Wissenschaft und (Teil-)Öffentlichkeit(en) stehen in einem konfliktreichen Verhältnis als Ressourcen füreinander; (2) Evidenz

oder Überzeugungskraft von Wissen werden als instabil oder Desiderat beschrieben; und (3) Evidenzpraktiken werden zunehmend institutionalisiert. Hier wird auch das Fazit des Bandes zur De- und Re-Stabilisierung von Evidenz gezogen: In der sozialen Konsentierung fand/findet eine Transformation statt, neue AkteurInnen werden zugelassen und alte Strukturen aufgebrochen. Die Evidenzpraktiken haben sich allerdings eher verfestigt als transformiert. Die Fallstudien zeigen, dass neue WissensakteurInnen eher etablierte Wissens- und Kommunikationswege kopieren und *re-enacten*, anstatt neue Standards zu setzen. Die Stabilisierung von Evidenzpraktiken – so die am Ende evidenzbasierte Erkenntnis des Bandes – erfolgt gerade wegen der Destabilisierung auf der Ebene der sozialen Strukturen.

Offen bleibt für die LeserInnen am Ende lediglich die Frage nach weiteren Evidenzpraktiken in oder aus der Sicht weiterer wissenschaftlicher Disziplinen und gesellschaftlicher Teilbereiche und nach zukünftigen Entwicklungen. Das vorliegende Buch trägt insgesamt der Bedeutung von Evidenzgenerierung und -praktiken in der heutigen Wissensgesellschaft auf eindrucksvolle Weise Rechnung. Den Herausgeberinnen ist es am Ende gelungen, mit dem Werk über die Evidenzpraktiken, die es selbst reflektiert, ein Evidenzerleben bei der Leserin zu schaffen.

Sabrina H. Kessler